Deutschtumsfragen in den Ver. Staaten

Dr. Robert Treut über das Deutschtum in Nordamerika.

Von Hans M. Hoffmann.

Wieder einmal ist Robert Treut, der unermüdliche Vorkämpfer für das Deutschtum in den Vereinigten Staaten, nach Amerika gekommen. Die „Dresden" des Norddeutschen Lloyd ist am 22. September in See gegangen, und für einen alten V.D.A.-Mann ist es elektrisierend zu wissen: Auf ihr reiste wieder einmal einer der Männer über das große Wasser, deren Wirken für das größere Deutschland ideeller Prägung von so besonderem Wert ist. Der zu dem großen kulturellen Ziel, das sich der Verein für das Deutschtum im Ausland gesetzt hat, in den langen Jahren einer rastlosen Arbeit wie wenige beigesteuert hat — und nun wieder herüberkommt, um im Interesse des Deutschtums sich neuen Aufgaben zuzuwenden.

Bremen gerade hat es nicht nötig, daß man ihm sagt, wie wertvoll solche Arbeit und solche Männer für die Geltung unseres Volkes sind. Die bremischen Schiffe gehen hinaus auf alle Meere, in alle Kontinente und werben dort aufs beste und wirksamste Achtung und Anerkennung für die deutsche Nation. Denn

„Schiffe sind Botschafter ihres Landes"

— wie kürzlich einer der bekanntesten Wirtschaftsführer der Gegenwart sagte. Also gerade in der deutschen Hansestadt wird man das beste Verständnis finden für diese Arbeit in Deutschland, und gerade in diesen Tagen, in denen die Idee des Vereins für das Deutschtum im Ausland auch in Nordwestdeutschland einmal vor die breitere Oeffentlichkeit getragen wurde, wird ein in Bremen geführtes Gespräch mit seinem Vertreter für Nordamerika, wohin auch von der Weser viele und starke Fäden führen, besonderes Interesse finden.

Robert Treut ist in Bremen kein Unbekannter. Nach dem Kriege organisierte er dort und in Nordwestdeutschland die ersten Schulgruppen des V.D.A. (Verein für das Deutschtum im Ausland) von Bremen aus nahm diese von ihm geschaffene Bewegung der das deutsche Volkstum bejahenden Jugend in den Jahren 1921 bis 23 ihren Lauf durch ganz Deutschland, und heute ist diese Jugendbewegung des V.D.A., dieses Werk, das Robert Treut aufgebaut hat, das Fundament dieser großen und idealen Bewegung des Deutschtums, die keine Parteigebundenheit kennt und nicht auf irgendwelche außenpolitischen Ideen festgelegt ist, sondern in dem unerschütterlichen Glauben an das deutsche Volkstum und die kulturellen Werte, die aus ihm entstanden sind, nur eines will über alle staatlichen Gegebenheiten hinweg:

Die kulturelle und ideelle Verbundenheit der ganzen Nation.

Darum saß ich kürzlich Robert Treut gegenüber. Meinen unauslöschlichen Eindruck von der Unterredung fasse ich wie folgt zusammen: Die klugen Augen sind hinter der großen Hornbrille, die zusammen mit dem glattrasierten Mund seinem vollen Gesicht etwas Amerikanisches gibt, lebhaft und eindringlich auf seinen Gesprächspartner gerichtet, während er erzählt. Von gemeinsamen Bekannten aus der V.D.A.-Arbeit geht es aus, von gleichen Erlebnissen aus der Deutschtums-Arbeit im Osten des Reiches, dem wir beide entstammen, und darüber kommen wir zu seiner Tätigkeit in U.S.A., seinen Erfahrungen in den Staaten und zu den Plänen dieser Reise. Studiendirektor Treut geht wieder als Vertreter des Vereins für das Deutschtum im Ausland und zugleich Bevollmächtigter der deutschen Minderheiten in Europa nach Amerika. Er, der Bromberger, der Gründer des Deutschen Schulvereins für Polen, der ehemalige Mädchengymnasiums-Direktor aus Lodz, ist gerade für die deutschen Minderheiten ein berufener Vertreter. „Seit 1923 ist das meine siebente Arbeitsperiode, für die ich nach den Vereinigten Staaten gehe. Jede dauert immer etwa 9—12 Monate. Und immer wieder arbeite ich nach demselben und in meiner zehnjährigen Arbeit drüben

bereits erprobten Plan:

Einmal Arbeit am Deutschtum der Vereinigten Staaten selbst, durch Vorträge, durch Fühlungnahme mit seinen Führern und Organisationen, durch Hineingehen in ihre Veranstaltungen und Heimatabende. Und auf der anderen Seite: Werbung für Deutschland, gemeinschaftlich mit den dort bestehenden Stellen für deutsche Verkehrswerbung. Der Amerikaner nichtdeutscher Herkunft muß Deutschland kennenlernen, der Deutsch-Amerikaner soll seine oder seiner Eltern alte Heimat wiedersehen — und der knappe und eindrucksvolle Text, auf den diese Werbung drüben eingestellt ist: „Germany wants to see you", muß ein allbekanntes und jedermann geläufiges Schlagwort werden. Werbung für Deutschland — darunter verstehe ich naturgemäß vor allem auch Aufklärung über die Wirkung der Friedensverträge nicht nur für Deutschland selbst, sondern — darin sehe ich eine meiner Aufgaben als Vertreter der deutschen Minderheiten Europas — auch auf die Lage dieser deutschen Minderheiten in den auf Grund der Verträge abgetretenen Gebieten."

Wir kommen auf

die mächtige Bewegung der deutsch amerikanischen Gesangvereine

und auf das Wirken der Steuben-Society zu sprechen. Lebhaft fällt er da ein: „Ja, diese deutschen Gesangvereine in Amerika sind ein ganz besonderes Plus des Deutsch-Amerikanertums. Natürlich muß man die ganz besondere Lagerung der Verhältnisse in Amerika und daraus auch die Haltung der Amerikaner deutscher Herkunft beurteilen und verstehen können. Diese Verhältnisse sind ganz einzigartig und mit keinen in Europa zu vergleichen. Denn Amerika ist ein Einwanderungsland, und dort gibt es kein Deutschtum in unserem europäischen Sinne, sondern jeder, der in Amerika einwandert, welcher Nation er auch sei, gerät in diesen Schmelztiegel, ob er will oder nicht, und gerade die besten Deutsch-Amerikaner, wie beispielsweise der leider viel zu früh verstorbene Senator Richard Barthold, sind typische Beispiele dafür: In ihrem Volkstum deutsch, in ihrem staatlichen Denken Vollamerikaner, und ich glaube, Amerika kann auf diese Amerikaner deutscher Herkunft stolz sein."

„Wie denken Sie nun im Hinblick darauf über den

Verlust der deutschen Muttersprache durch die Eingewanderten

und die Schrumpfung des deutschen Elementes, von der man immer spricht?"

„Was zunächst die Sprache anlangt, so ist es natürlich eine Selbstverständlichkeit, daß sich daran diese angebliche Schrumpfung immer zunächst bemerkbar machen wird. Als erstes verliert man drüben in dem Lebenskampf, in den man hineingestellt ist, in der Notwendigkeit, sich mit andersprechenden Menschen verständlich zu machen, natürlich die Verbundenheit mit der Muttersprache. Immerhin kann man die Amerikaner, die Deutsch als ihre Muttersprache angeben, heute auf etwa 4 Millionen — die amtliche Statistik von 1931, die die Hälfte angibt, ist insofern unrichtig, als sie nur die aus dem Reich stammenden Deutsch-Amerikaner erfaßt. Im übrigen aber ist es sehr erfreulich und interessant, gerade von der Jugend aus — und besonders von der akademischen — einen neuen Antrieb zur deutschen Sprache hin festzustellen.

„Und die Schrumpfung — lieber Gott, eine natürliche Schrumpfung ist gewiß selbstverständlich, und die Beschränkung der deutschen Einwanderung in der Nachkriegszeit und der dadurch bedingte Ausfall des Zuflusses neuer deutscher Elemente, wenigstens in einer einigermaßen wünschenswerten Zahl, hat dazu das ihre beigetragen. Immerhin teile ich in keiner Weise

den oft gehörten Pessimismus über die Zukunft des amerikanischen Deutschtums,

sowohl des deutschsprachigen wie dessen, daß bei aller Verbundenheit mit dem deutschen Volkstum schon das Englische als Umgangssprache angenommen hat. Ich sagte ja schon, daß sogar von der Sprache her ein bewußter Antrieb zur Betonung des Deutschbewußtseins eingesetzt hat. Das wird heute von den Deutsch-Amerikanern eindringlich gepflegt, und das Leben und Wirken der vielen deutsch-amerikanischen Vereine darf darin nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und noch eins: Ist sich dieses amerikanische Deutschtum der in ihm wohnenden Kräfte bewußt, gibt es seiner zweiten Heimat Männer, auf die diese stolz sein kann — so ist die natürliche Folge daraus, daß auch der Amerikaner anderer Herkunft seinen deutschbürtigen Landsmann schätzen und als wertvolles Glied seines Staates achten wird. Aus dieser Hochschätzung des deutschen Elements der Vereinigten Staaten entsteht zwangsläufig neue Achtung vor seinem Herkunftslande — vor Deutschland. Diese Achtung hat man heute drüben in hohem Maße, man pflegt bewußt die Freundschaft mit Deutschland. Sie zu stärken, ist eine Aufgabe, die mich lockt — und auf die ich mich auch jetzt freue, wenn ich mit den Lloyd wieder hinüberfahre".

Auswanderungsbewegung Reichsdeutscher aus Polen.

Durch die Wirtschaftskrise und durch politischen Druck ist eine große Zahl Reichsdeutscher im vergangenen und in diesem Jahre in Ostoberschlesien brotlos geworden. Die einzigen Unterstützungen, die die Reichsdeutschen erhalten, werden durch das deutsche Generalkonsulat in Kattowitz ausbezahlt, bei dem sich an jedem ersten eines Monates gegen 1300 Unterstützungsempfänger einfinden. Da sich derzeit zu dem politischen Druck auch der wirtschaftliche gesellt hat, besteht für die Reichsdeutschen in der Zukunft keine weitere Möglichkeit, ihre früheren Dienstposten wieder einzunehmen. Darum faßten die deutschen Reichsangehörigen und die deutschen Optanten in Ostoberschlesien den Beschluß, demnächst eine Teilabwanderung durchzuführen. Es besteht die Absicht, 1000 bis 2000 Personen zunächst nach Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz zu bringen, worauf dann später eine Verteilung auf das weitere Land erfolgen soll.

Wirtschaftskrise verursacht Andrang zum Militär.

Aus Prag wird gemeldet: Die Zahl der freiwillig sich zum Militär Meldenden ist heuer ungewöhnlich groß. Alle militärischen Formationen werden um die Aufnahme von Freiwilligen überschüttet. Die Zahl der Anwärter übersteigt um das Dreifache die der Armee bewilligten Freiwilligenzahl. Infolgedessen müssen zahlreiche Gesuche abgewiesen werden. Die Ursache dieses ungewöhnlich großen Andranges zum Militärdienst ist zweifellos in der schlechten Wirtschaftslage zu suchen.

STAR-BREWING CO., LTD.

Nur 25c für 10 Rasierklingen

Hergestellt in Deutschland aus feinstem gehärtetem Solinger Stahl.

WC-105—Geben Sie diese Nummer an bei der Bestellung. Erhältlich in Päckchen zu 10 Stück. Passen in alte und neue Apparate irgendeiner Machart. Ein Päckchen 25c, vier Päckchen, 40 Klingen, $1.00.

WC-106—Extra hohlgeschliffene Rasiermesser. Verfertigt aus sehr feinem Rasierklingenstahl und von ausgezeichneter Qualität. Bestens empfohlen für persönlichen Gebrauch und auch für Friseure. $2.00 das Stück, portofrei.

WC-107—Neue importierte Taschenlampen. Eine hervorragende Neuheit. Batterie und Hülle aus einem Stück. Kein Kurzschluß. Experimente haben bewiesen, daß dieses „Turnlight" mehr Brennstunden ergibt, denn irgendeine andere Taschenlampe — helleres Licht bei weniger Kosten. Die erste praktische Taschenlampe, die jemals der Oeffentlichkeit angeboten wurde. Sie sollten eine in Ihrem Auto und im Hause haben. Stück 35c portofrei.

WEST CANADA TRADING Co.

1835 Halifax St., Regina, Sask.

Nach 16 Jahren aus französischer Gefangenschaft zurück

Totgeglaubter deutscher Soldat, Oskar Daubmann, 1916 gefangen genommen, zu 20 Jahren harter Arbeit, wegen Totschlagens eines Wachtpostens auf der Flucht, verurteilt, kehrt zurück.

Nach Artikeln, eingesandt von Kurt Grindler, Kelowna, B. C.

(Fortsetzung.)

Daubmann wurde im Juli 1916 dem Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 111 zugeteilt und machte im Oktober des gleichen Jahres die schweren Kämpfe dieses Regimentes mit, das zum zweiten Male an der Somme eingesetzt wurde. Schwer verwundet kam Daubmann in englische Gefangenschaft und in ein französisches Lazarett. Ueber diese Vorgänge schreibt ein Soldat seiner Gruppe:

Am 6. Oktober führte uns die Bahn aus der Champagne über Hirson wiederer der Somme entgegen. Unser Bataillon lag in einem kleinen Ort. Nach einem Appell im Regiment ging's am nächsten Tage bis Miraumont, das schon im Schußbereich der feindlichen Artillerie lag.

Einzeln, teilweise in Reihen arbeiten sich die Kompagnien (der Flieger wegen) vorwärts.

Ueberflüssiges Gepäck und Wertgegenstände blieben in Miraumont zurück. (So kam es, daß Daubmanns Sachen, als er nicht zurückkehrte, in die Heimat gingen und dort als Beweis seines Todes galten).

Nur mit Sturmgepäck geht es durch das Aureo-Tal vor, wo wir zwischen zahlreichen Granattrichtern die Spuren einer ehemaligen Bahnlinie gewahren. Gegen Mitternacht erreichen wir ohne große Verluste ein zusammengeschossenes Dorf — Grand Court, — von wo aus wir uns zug- und gruppenweise zur Stellung vorarbeiten.

Der Führer des Württembergischen Regiments Nr. 111 führte uns in die vorderste Linie. Sie war völlig zusammengeschossen, aber die von den Württembergern solid in das Kalkgestein eingegrabenen 5 bis 6 Meter tiefen Stollen gewähren guten Schutz. „Schwaben-Festung" finden wir in der Karte eingetragen und „Staufen-Festung." — Aber an Ort und Stelle sind nur aufgewühlte Trümmerhaufen.

Schon am nächsten Tage griff der Engländer an. (Es schien, als wäre ihm unsere Ablösungsnacht bekannt). Trotzdem wir uns kaum in der Stellung auskannten, wiesen wir den Angriff ab. Unsere Artillerie war stärker besetzt als in der ersten Somme-Schlacht.

Aber nun liegen wir tagelang dem immer stärker anschwellenden englischen Geschützfeuer ausgesetzt, das alles Leben zu ersticken schien. Feindliche Flieger beobachten die englischen Feuerwirkungen und leiten die 21 Centimeter Mörser auf unsere Unterstände. Dabei streichen sie so tief, daß sie jeden Punkt, der noch Leben zeigt, mit dem Maschinengewehr absuchen können.

In der englischen Stellung, die stark besetzt erscheint (unsere Ablösung stand bevor), beobachten wir Truppen im Sturmanzug.

Unsere Leute waren von der knappen Verpflegung und den kalten Nächten sehr mitgenommen, weil sie in offenen Granattrichtern lagen. Da die Feldküchen in dem starken Feuer unmöglich nach vorn kommen konnten, schickte jede Gruppe des nachts zwei Mann zurück, um das Essen zu holen. Sie blieben oft 4 bis 5 Stunden aus oder fielen unterwegs.

Auch sonst hatten wir tägliche Verluste an Toten und Verwundeten, die wir kaum noch nach rückwärts bringen konnten.

Unausgesetzt macht der Gegner Feuerüberfälle und Scheinangriffe, um uns langsam zu zermürben. Am 16. Oktober bekam der 2. Zug der 5. Kompagnie Befehl, den Hohlweg, der von der feindlichen Stellung auf uns zuführte, durch eine Sandsackbarrikade zu sperren und mit drei Mann (nachts mit sechs) zu besetzen.

Die Barrikade liegt 50 Meter vor unserem Unterstand. Unsere Gruppe — darunter Daubmann — hat die Barrikade zu halten.

Da wir im Hohlweg einen Granatwerfer aufgestellt haben, der den Feind stark belästigt, werden wir ständig unter Feuer gehalten.

Die Ablösung unseres Regiments wird, vielleicht weil man des Gegners Absicht erkannt hat, um einen Tag verschoben.

Am 21. Oktober, in der Morgenfrühe, hören unsere Posten auffallende Bewegung beim Feind.

Auf unsere Meldung an die Kompagnie kommt der Befehl, die Stellung zu halten bis zum letzten Mann.

Die starke Spannung hält an. — Nichts ereignet sich! — Um 12 Uhr mittags werde ich an der Barrikade abgelöst, während Daubmann mit einigen Kameraden die Sperre besetzt.

Plötzlich setzt furchtbares Feuer. Es heult und brüllt, als ob der jüngste Tag angebrochen wäre. Wir im Unterstand sind geduckt, aber draußen — in dem unheimlichen Hohlweg — stehen unsere Posten — steht mein Landsmann Daubmann!

Ebenso schlagartig, wie es einsetzte, wird das feindliche Feuer weiter zurückverlegt, und im gleichen Augenblick stürzen die Canadier in unsere Stellung.

Handgranaten fliegen in meinen Unterstand. Um ihren Splittern und dem erstickenden Qualm zu entgehen, springen wir heraus und werden einzeln von starken gegnerischen Sturmtrupps mit angelegtem Gewehr entwaffnet und gefangen genommen.

Man führt uns nach der englischen Stellung zu, den Hohlweg hinauf. An der Sandsackbarrikade sehen wir unsere Posten liegen. Oskar (Daubmann) gibt kein Lebenszeichen mehr; sein Gewehr liegt 2 Meter von ihm. Wir konnten ihn nicht untersuchen, da wir selbst nicht wußten, was uns bevorstand.

So kam es, daß wir ihn für tot hielten und dies auch in die Heimat berichteten.

(Daubmann wurde von einem Granatsplitter während des Feuerüberfalls zwei Zehen abgeschlagen; trotzdem blieb er auf Posten und warf seine Handgranaten auf den anstürmenden Feind, bis er unter einem Bajonettstich bewußtlos zusammenbrach.)

Soweit geht die Erzählung eines Kriegskameraden Daubmanns, die ich als Führer in den erwähnten Kämpfen den Tatsachen entsprechend geschildert habe.

A. Bannüer,
Führer des 2. Bataillons, Reserve-Regiment 111.

(Schluß folgt.)

Rheumatismus

wird verursacht durch unregelmäßiges Arbeiten der Nieren. Nichtausscheiden der Harnsäure und Vergiftungen des Blutes. Gin Pillen lindern durch Neutralisierung der Säure und versetzen die Nieren wieder in normale Arbeitstätigkeit. Eine Schachtel für 50c in allen Drogerien.

Vom Deutschtum in Nordbessarabien.

Im Norden Bessarabiens, an der Grenze des roten Riesenreiches liegen einsam und verlassen drei deutsche Gemeinden, die den deutschen Volksgenossen bis zur letzten Zeit völlig unbekannt waren. Recht traurig hat sich die Geschichte dieses armen und weitverlorenen Häufleins Deutscher gestaltet. Etwa um 1815 kam ein deutsche Gruppe Siedler evangelisch-lutherischer Konfession aus Deutschland (Württemberg) in der Hauptstadt Bessarabiens, Kischinew, an, um sich an die große Masse deutscher Siedler im Schwarzmeergebiet anzuschließen. Sie wurden aber von dem damaligen bessarabischen Gouverneur aufgehalten, der sie, unter viel Versprechungen, mit List und Gewalt, auf seinen zehntausend großen Gütern im Norden Bessarabiens zerstreute. Lange Jahre haben sie hier schwer gelitten und leiden müssen. Unfrei und flüchtig waren sie die meiste Zeit gewesen. Zur Zeiten nach einer neuen Heimat, kamen sie bald unter das Joch des despotischen Gutsverwalters, bald in das Netz der jüdischen Spekulanten, die sie auf alle mögliche Art ausnützten und ausbeuteten; sogar die unmenschliche Leibeigenschaft mußten sie durchmachen und die sogenannte „Panschtschina" verrichten.

Als sie endlich, nach großer Mühe und hartem Kampf, zu etwas Eigenland kamen (etwa 1 bis 1 Hektar pro Hof) und anfingen, durch Fleiß und Strebsamkeit etwas zu erreichen (eigene Kirche, Schule), da kam der Weltkrieg und hat ihr Leiden auf den Höhepunkt gebracht. Sie wurden ihres Hab und Gutes beraubt und auf unbarmherzige Art und Weise nach Sibirien vertrieben. Und es diese Unglücklichen, die den weiten Weg nach Sibirien mit den Leibern ihrer Greise und Kinder bezeichnet hatten, in ihre Heimat zurückgelassen wurden, fanden sie nur noch die leeren und geplünderten Heimatsäulen vor. Niemand brachte ihnen Hilfe; sie mußten sich selbst ihre Wirtschaft wieder herstellen. Viele haben bis jetzt weder Pferde noch Vieh, und da die meisten Deutschen hier Bauern sind, so bedeutet das ihnen wirtschaftlichen Bankrott. Infolge des Krieges und der grenzenlosen Not haben sich sogar zwei Gemeinden (es waren vor dem Kriege fünf deutsche Gemeinden hier) gänzlich aufgelöst; die Siedler sind meistenteils nach Nordamerika ausgewandert. Die übrigen drei Gemeinden führen ein trauriges Dasein. Die Gemeinden helfen wohl ihre Behausen noch aber sie haben nicht die Mittel, um ihre Schullehrer zu erhalten. Bloß in Neu-Strumba, der größten dieser drei Gemeinden, wirkt eine deutsche Predigerlehrerkraft, deren Tätigkeit sich auch ab und zu auf die übrigen Volksgenossen ausstreckt. Aber auch dieser muß unter großer Selbstaufopferung seine Mission hier betreiben in Kirche, Schule und Gemeinde, da die sehr armen Deutschen ihm sein knappes Gehalt nicht immer voll auszahlen können. Außer Kirche und Schule existieren in Neu-Strumba ein Leseverein mit einer eigenen kleinen Leihbibliothek (seit 1920), ein Gesangverein (seit 1921) und ein Jugendverein (seit 1922). Neu-Strumba zählt etwa 500 deutsche evangelisch-lutherische Seelen, meistenteils schwäbischer Mundart; die Zahl der deutschen Schüler beträgt 95. Die Deutschen wohnen hier unter Russen, Ukrainer, das heißt: „Wie verhalte ich mich, das Dorf grenzt dicht an eine größere moldauische Ansiedlung. Die Gemeinde wird zweimal im Jahr vom lutherischen Pastor aus Kischinew bedient. Die alten Trachten sind hier wohl schon verschwunden, aber die alten Sitten und Gebräuche, auch die schwäbische Mundart haben sich noch gut erhalten.

M. B.

Wer seine Muttersprache liebt und sein Deutschtum hochhält, unterstützt auch seine deutsche Zeitung.

Sind Sie krank — schlaflos?

Kuga-Tonic ist eine Mischung aus Kräutern und Pflanzen, das bei Nervosität, Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen, Magenverstimmung, Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, Blutarmut, Gicht und Rheumatismus ausgezeichnete Dienste leistet. Kostet Sie die Flasche $1.00, Sorgen und Kosten Sie nicht zuhause, wird Ihr Geld zurückerstattet.

Bedenken Sie, was Sie sparen können!

Wie billig „Der Courier" ist, wenn Sie Ihr Abonnement immer vorausbezahlen.

In den letzten Jahren haben bereits viele „Courier"-Leser es sich zur Gewohnheit gemacht, ihr Abonnement regelmäßig vorauszubezahlen. Das bedeutet für die Abonnenten sowie für den „Courier" eine ziemliche Ersparnis. Unserer Geschäftsführung wird der Versand von Rundschreiben und Mahnbriefen erspart, während die Leser dabei

folgende Vorteile haben:

1) Sie sparen 50 Cents Abonnementsgeld im Jahre, weil sie nur $2.00 (statt des regulären Abonnementspreises von $2.50) zu bezahlen haben;

2) sie erhalten außerdem noch den neuen reichhaltigen und interessanten Courierkalender als kostenlose Prämie;

3) sie können sich ungestört des Genusses ihrer deutschen Zeitung erfreuen, ohne immer wieder durch Mahnbriefe an ihre Schuld erinnert zu werden.

Diejenigen Leser aber, die mit ihren Zahlungen im Rückstande bleiben,

haben folgende Nachteile:

1) Sie müssen den vollen regulären Abonnementsbetrag von $2.50 bezahlen und erhalten keine Prämie;

2) die Nachzahlung des rückständigen Lesegeldes ist mitunter schwieriger, wenn Mißernte, geringer Verdienst und schlechte Zeiten das Zahlen erschweren;

3) sie müssen befürchten, daß ihre Namen von der Leserliste des „Courier" gestrichen werden, wenn sie ihrer Zahlung nicht nachkommen.

Wenn jeder werte „Courier"-Leser einmal in aller Ruhe über die Vorteile der vorauszahlenden Abonnenten und über die Nachteile der im Rückstand bleibenden Abonnenten nachdenkt, muß er zugeben,

daß es doch bedeutend leichter, billiger und angenehmer ist, wenn man zu den vorauszahlenden Abonnenten gehört.

Bezahlt man das Abonnement voraus, **so kostet „Der Courier" eigentlich nur $1.50 im Jahr,** weil man nur $2.00 einzuschicken hat und dazu noch den Courierkalender erhält, der allein 50 Cents wert ist.

Daher sollte jeder Leser **in seinem eigenen Interesse** sowie zum Nutzen seiner deutschen Zeitung sich alle Mühe geben, sein Abonnement allmählich so in Ordnung zu bringen, daß er in Zukunft auch zu den vorauszahlenden Abonnenten des „Courier" gehört. Was Tausende von anderen Lesern fertigbringen können, sollte mit der Zeit auch Ihnen möglich sein.

Bedenken Sie, was Sie sparen können!

Bedenken Sie, daß es bedeutend leichter ist, $2.00 vorauszubezahlen als $2.50 nachzuzahlen!

Nach und nach müssen wir vom Standpunkt einer geordneten Geschäftsführung aus dazu kommen, daß wir nur noch gutstehende und vorauszahlende Abonnenten haben. Das nutzt den Lesern und uns.

„Der Courier",
1835 Halifax St., Regina, Sask.